

Auf schiefer Bahn : eine Skizze

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 9

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665231>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

verleihen und Kronen aufsetzen, die perlgestickte Seidenwämser und wunderfame Phantasieuniformen anlegen. Freilich — ich weiß nicht, ob ich mich täusche: Mir ist es immer so vorgekommen, als ob die Cowboys und Matrosen, die Trapper und Lazzaroni besser auf ihre Kosten kämen und behaglicher in ihrer Haut steckten als die Ritter und Pharaonen, die Bagen und Minnesänger. Hochgegriffene „schöne“ Masken sind gefährlich; sie können in einer ganz anderen Weise bloßstellen als die romantisch-verwegenen: sie können verraten, was ihr Träger nicht ist . . . Ein sonst ganz ordentliches Gesicht kann plötzlich etwas freiwillig Komisches bekommen, wenn es aus der Halskrause eines spanischen Branden oder dem Seidenjabot eines Kokokavaliers hervorsteht. Und ganz verdächtig wird die Sache, wenn einer als stolzer Don Juan oder als Hein-

rich VIII. daherstolzert: Man kann hundert zu eins wetten, daß das ein schüchternen Knabe ist, der von seiner Maske erwartet, was seine nette und bescheidene Persönlichkeit nicht hergibt.

Im allgemeinen sind die Kostüme der Männer sprechender und verräterischer als die der Frauen. Für den Mann ist das Faschingskostüm eine Maske; für die Frau ist es ein Schmuck. Der Mann, der ein Kostüm wählt, will sich gefallen. Der Mann verrät im Kostüm seinen Charakter: die Frau nur ihren Geschmack. Das alles ist ein Kompliment für die Frauen: sie haben nicht wie die Männer den Fasching nötig, um persönlich und natürlich zu werden. Sie sind auch das übrige Jahr lang sie selbst; sie charakterisieren sich ohnehin mit jedem Kleid oder Maskenkostüm — in beiden enthüllen sie sich gleich reizend.

B. F.

Auf schiefer Bahn

Eine Skizze von Ernst Eschmann, Zürich

Vor der Hauptwache der Polizei war ein großes Gedränge. Kopf schob sich an Kopf, und immer mehr Volk strömte herzu. Die Leute spitzten die Ohren und suchten zu erfahren, was los sei. Aber es war schwer, etwas Bestimmtes zu vernehmen. Widersprechende Gerüchte schossen durch die Menge. Es war am besten, man hielt sich an die, die von den neuesten Vorgängen mit eigenen Augen etwas gesehen hatten. Ein Mann in mittleren Jahren, in einfachem Werktagsgewand, ein großes Paket unterm Arm tragend, wußte offenbar Bescheid. Schnell bildete sich ein dichter Ring um ihn, als er auf stürmische Anfragen hin begann:

„Ich war auf dem Nachhauseweg von der Arbeit. Ich wohne in einem Außenquartier etwas über der Stadt. Eben wollte ich in ein schmales Weglein einbiegen, da schoß ein Junge auf mich zu in Hose und Hemd, barfuß, suchte in der Enge an mir vorbeizukommen und das Weite zu gewinnen. Ich wußte nicht, was da gespielt werden sollte und warum er so Eile hatte, als ob er von einem Rudel Hunde geheßt würde. Fast im gleichen Moment hörte ich aufgeregte Stimmen ru-

fen: ‚Haltet ihn, haltet ihn!‘ Und ganz mechanisch, wie von einem Schrecken erfaßt, machte ich mich breit und erwischte den Buben noch am hinteren Hosengürtel. Das behagte dem Kerlchen nicht. Es zappelte, begann zu schreien, riß, zwängte und schlug aus. Je ungebärdiger es tobte, um so fester hielt ich es. Gleich hinterher hörte ich schnelle, laute Schritte, eine markige Stimme, und wie ich mich umschaute, war's ein Polizist, dem ein paar Zivilpersonen folgten. ‚So, da haben wir dich, du Ausreißer!‘ sagte der Polizeimann und keuchte gewaltig dazu. Der Wettlauf die kreuz und quer, straßauf und -ab hatte ihm zugesetzt. Nun war er froh, daß ich ihm zu Hilfe gekommen war. Er nahm das Bürschchen am Arm und bat mich, ihn noch zu begleiten bis zur Wache, damit ich dort meine Beobachtungen niederlege. Wir nahmen es in die Mitte und strebten so dem Herzen der Stadt zu. Zweimal machte der Gefangene Versuche, durchzubrennen, aber umsonst. Wir hielten ihn fest in der Zange, und zudem befand sich genug Volks auf den Straßen, das ihn hätte fassen können.“

„Was hat er denn angestellt?“ „Wer ist's?“

„Wohin gehört er?“ Mit solchen und andern Fragen wurde der Erzähler beständig unterbrochen. Aber er wußte nicht viel mehr und fuhr fort, um alle weitere Neugier zurückzudrängen. „Wir haben ihn hierinnen eben der Polizei abgeliefert. Sie nehmen ihn ins erste Verhör. Ich aber hatte nicht länger Zeit dabei zu sein. Die Kinder warten. Eines scheint bereits sicher: der Nichtsnutz wollte in einer Villa oben am Berg einbrechen.“

Ein Gemurmel des Entsetzens ging durch die Reihen. Worte der Entrüstung fielen, und allgemeine Betrachtungen folgender Art wurden angesetzt: „Das ist unsere Jugend von heute!“ „Wie wird das noch kommen?“ „Dem sollte man gründlich den Meister zeigen!“

Die Betzeitglocken begannen von den Türmen der Stadt zu läuten. Es dämmerte. Die Leute gingen langsam auseinander. Während es draußen ruhiger wurde, wickelten sich im Polizeilokal allerlei unerfreuliche Ereignisse ab. Der Name des Buben wurde festgestellt. Basti (Sebastian) Sidler hieß er, und wo er wohnte, wußte man auch bereits. Anfänglich war rein nichts aus ihm herauszubringen gewesen. Er spielte die Rolle des Rebellen und verweigerte jegliche Auskunft. War es die Angst, die ihn so störrisch machte? Fürchtete er sich vor den uniformierten Polizeimännern, die ihn umstanden und mit grimmigen Mienen musterten? Gelegentlich heimste er noch ein paar Püffe ein. Mit der Zeit wurde er mürrisch. Er sah ein, wie alles Sträuben umsonst war, denn seine Pläne lagen offen am Tag. Er war gesehen worden, wie er über den Hag stieg, wie er durch die Gitterstäbe etlichen Helfershelfern Winke und Anordnungen erteilte, wie er eine Runde ums Haus machte und schaute, ob nirgends ein Fenster zum Einsteigen offen stand. Freilich hatte er zuerst sein Eindringen in den Garten anders begründet. Er habe einen Ball suchen wollen, der ihm und seinen Spielkameraden über den Baum geflogen sei. Aber diese Ausflucht versing nicht. Denn er selber zeugte wider sich. Als ihm seine Taschen geleert wurden, kamen allerlei für verdächtige Instrumente zum Vorschein, ein Diamant, um Glas zu schneiden, und ein Dietrich, der alle Schlösser öffnen sollte. Weiß der Dackel,

wie er in den Besitz dieser Dinge kam! Auf alle Fälle brauchte man sie nicht zum Ballspielen.

Unter den Polizisten befand sich auch einer, den Basti weniger fürchtete. Er blickte ihn fast freundlich an, zog ihn zu sich und begann mit ihm zu reden, als ob nichts Ungebührliches vorgefallen wäre. Er faßte ihn auch nicht am Arm und schlug einen Ton an, in dem gar ein bißchen Liebe mitklang. So pflegte, nur noch etwas wärmer, der Pfarrer in der Kinderlehre mit ihm zu reden, und so hatte auch der Vater jeweilen in freien Stunden mit ihm sich abgegeben, als er noch lebte. Ach, schon über zwei Jahre war er gestorben, an einem Unglücksfall, mitten in der Arbeit. Er war Dachdecker gewesen. Als Basti diese zutrauliche Stimme hörte, schmolz das Eis in ihm, er wurde weich und begann zu weinen. Das Elend, das Unglück schüttelte ihn. Die Männer ließen ihn gewähren. Der Grimm, den sie zuerst gegen den jungen Tunichtgut hegten, schwand und verwandelte sich gar in Mitleid. Er ist also eine Waise, sagten sie sich. Vielleicht muß er auch sonst noch manches entbehren zu Hause. Nein, wer so weinen kann, aus tiefstem Herzen heraus, ist nicht ganz verloren.

Nur langsam kam er wieder zur Ruhe. Ohne viel Mühe gelang es jetzt dem leutseligen Mann, alles Notwendige zu erfahren. In kluger Ausnützung wohlgeprobter Mittel zog er seinen festanliegenden Rock mit den funkelnden Knöpfen aus und saß nun hemdärmelig da. Auf einen Deut, den Basti gar nicht bemerkt, entferteten sich unauffällig die andern Polizeimänner. Durch eine geschickte und wohlberechnete Fragestellung nahm das Verhör einen raschen Verlauf. Die Aussagen, die nun auf einmal nichts Unglaubliches mehr an sich hatten, rundeten sich zu einem deutlichen Bild:

Basti Sidler war das Opfer unglücklicher Verhältnisse und eines Schicksals, das ihn fest in die Finger nahm. Vielleicht war's ein Glück für ihn, daß es ihn so früh am Schopfe packte. Wer weiß, später wäre alles viel verhängnisvoller geworden und der Rost des Unrechts, der seine Seele zu umkrusten begonnen hatte, wäre später viel schwerer oder kaum mehr auszutilgen gewesen. Der Basti war noch jung und wie Wachs, dem man alle Formen geben konnte. Ein gutes Ge-

schied, ein heimeliges Elternhaus, ein Vater unterschiedenen Willens und doch voll Liebe hätten ihn an die Sonnseite des Lebens gestellt. Nun war er auf ein Schattenplätzchen abgedrängt worden.

„Nur jetzt den Kopf nicht hängen lassen, Basti“, redete ihm der Polizeimann zu. „Was hast du mir von deiner Mutter zu erzählen?“

„Sie verbringt fast jeden Tag in Kundenhäusern. Sie flickt und puht und ist selten zu Hause. Sie muß halt verdienen.“

Das ist es, sagte sich der Polizist. Der Bub ist nirgends recht daheim, und im Lauf des Gesprächs stellte sich heraus, daß auch Basti schon selber einiges verdiente. Nach der Schule leistete er einem benachbarten Bäcker Botendienste, und auf seinen Gängen in herrschaftliche Häuser sah er gar manches.

„Und das Geld, das du erhältst, lieferst du es auch pünktlich der Mutter ab?“

Basti schaute auf den Boden.

Also auch hier haperte es!

„Was machst du denn damit? Du darfst mir's schon sagen, ich tue dir nichts.“

Da der Bub bereits mitten im Bekennen war und etliche Erleichterung davon verspürte, rückte er mit allem heraus, was ihn in letzter Zeit in stillen Stunden bedrückt hatte. Nun lagen die Zusammenhänge klar auf der Hand. Basti war an einem freien Samstagnachmittag von einem gleichaltrigen Nichtsnutz in ein Kinotheater geführt worden. In den glühendsten Farben hatte er ihm ausgemalt, was da alles zu sehen sei, was man da „lernen“ könne. Und in der Tat, er war gefesselt gewesen. Ein amerikanischer Film, der schon Stadtgespräch geworden war, rollte: Jack Well, der König der Einbrecher. Da sah man, wie dieser im Verein mit geriebenen Gefellen alle Vorbereitungen bis ins Kleinste traf, wie sie in dunklen Verließen ihre Werkzeuge schmiedeten, wie einem jeden sein Amt zugeteilt wurde für den geplanten großen Streich, wie sie als feine Herren im Zylinder ausrückten und überall Einlaß zu finden wußten, wie sie auch rechtzeitig die Flucht zu ergreifen verstanden, wenn die Luft nicht mehr rein war. Und dann kam die abenteuerliche Flucht durch Gäßchen und Gassen, über Stock und Stein, in Häuser

hinein, auf die Dächer und über die Dächer hinweg. Den Schweiß trieb es einem auf die Stirn, wenn man diese waghalsige Flucht verfolgte. Basti hatte noch nie etwas so Spannendes, so Aufregendes gesehen. Und er ging wieder in den Kino, immer wieder, und immer, wenn von Jack Well neue Heldentaten gezeigt wurden. Vom Botengeld und allerlei kleinen Zulagen wurde mancher Rappen zurückbehalten, von dem die Mutter nichts wußte, und wenn er einmal spät nach Hause kam, war die Ausrede bald zur Hand: ich habe heute dem Bäcker Wölsterli viele Kommissionen machen müssen. Dann eines Tages meinte sein „Freund“, ob sie nicht auch einmal Jack Well spielen wollten, das heißt im Ernst. Große Reichtümer, die sie zu gewinnen hätten, könnten sie doppelt gut gebrauchen. Zwei, drei andere Gefinnungsgeoffen wurden ins Vertrauen gezogen, und ein Plan wurde ausgeheckt, außerhalb der Stadt, in einem entlegenen Wäldchen. Dort bauten sie ihre Höhle, die zugleich als Werkstätte dienen mußte. Erkundigungen nach geeigneten Opfern wurden eingezogen. Da stellte es sich heraus, daß Bankier Seeholzer oben am Berg mit seiner ganzen Familie in den Ferien weilte. Die Villa stand leer. Wer wollte den Hauptstreich wagen? Wie eine rechte Räuberbande in Italien es einmal im Kino gemacht, wollten auch sie es halten. Das Los mußte entscheiden, und das Los war auf Basti gefallen. Ob das mit rechten Dingen zugegangen war, war wieder eine andere Frage. Halb vom Schicksal begünstigt kam er sich vor, und doch meldete sich auch bald ein gelinder Schrecken. Basti zögerte. Seine Freunde lachten ihn aus und schalteten ihn einen Feigling. Nein, so einen Schimpf konnte er nicht auf sich sitzen lassen. Und er machte sich ans Werk, mit aller naiven Unerfahrenheit eines Bubens, dem doch noch manches zum Verbrecher fehlt. Da war es anders gekommen. Seine Freunde hatten die Flucht ergriffen und ließen ihn im Stich.

„Ich weiß nun alles, und ich glaube dir's“, sagte der Polizist. „Aber jetzt wollen wir heim zu deiner Mutter. Die wird wohl längst Angst haben um dich.“

Heim zur Mutter durfte er heute wieder! Ein Schimmer der Freude huschte über Bastis Ge-

sicht. Er hatte sich schon ausgemalt, wie er in finstere Gemölbe zu Wasser und Brot eingesperrt würde. Aber was wird die Mutter sagen? Wie wird sie zusammenfahren, wenn sie alles vernimmt! Ein jäher Schreck erfaßte den Buben, ein Zorn, ein Haß stieg in ihm auf gegen seine Kameraden, für die er die ersten Kastanien aus dem Feuer geholt, die ihn einen Feigling gescholten und die die Flucht ergriffen hatten! Oh, wäre doch alles schon vorbei!

Es ging vorbei. Es war eine lange Stunde. Der Polizeimann begleitete Basti nach Hause und sprach hernach längere Zeit mit der Mutter unter vier Augen. Basti zitterte am ganzen Leibe. Was wird es geben?

Dann trat sie mit verweinten Wangen wieder zu ihm und richtete eine seltsame Frage an ihn: „Wie wird es dir wohl vorkommen, wenn du einmal nicht mehr zu Hause bist?“

Ein neuer Schreck erfaßte den Basti. Aber es kam nicht so schlimm, als er sich vorgestellt.

„Schau, du mußt wieder einmal deine Ordnung haben, und du brauchst einstweilen jemand, der dich etwas fester an die Hand und unter Aufsicht nimmt, wie es dein Vater selig getan hat. Auf dem Waldhof in Oberwil wirst du das bekommen. Dort wird es dir an Gesellschaft nicht fehlen. Denn eine Reihe Buben in deinem Alter leben auch dort, gehen in der Anstalt in die Schule und arbeiten in der freien Zeit auf dem Lande. An Sonntagen besuche ich dich dann etwa, und wenn du dich zusammennimmst, wirst du wieder an einem schönen Tag mit mir nach Hause dürfen.“

Mit verwirrten, schmerzlichen Gefühlen schaute Basti in seine nächste Zukunft. Draußen auf einem Birnbaum im Garten sang ein Vogel. Oh, wie glücklich war der! Der konnte fliegen, wohin er wollte, bis in den Himmel hinein. Und er? Er kam an eine Kette, und jeder Schritt wurde ihm abgemessen!

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Ameisen — Tiere mit einer Geruchsuniform

Wem eine mit Geduld gepaarte Beobachtungsgabe eigen ist, wird nie achtlos an einem Ameisenhaufen vorbeigehen, und er wird immer belohnt werden mit Entdeckungen, denn der Ameisenstaat ist bekanntlich voller Geheimnisse. Nun, wer auch nur wenig vertraut ist mit den Bräuchen und Sitten im Ameisenstaat, weiss, dass jeder fremde Eindringling vom Ameisenvolk unbarmherzig attackiert wird. Das gilt auch fremden Ameisen gegenüber. Wie aber können sich die Angehörigen ein und desselben Staates voneinander unterscheiden, wie können sie feststellen, dass es sich nicht um einen Familienangehörigen handelt? Zu diesem Zwecke bedient sich die Ameise ihrer Fühler. Wie in «Leben und Umwelt» mitgeteilt wird, dienen diese Organe der Geruchswahrnehmung weniger als Träger des Tastsinnes. Versuche haben bewie-

sen, dass die Ameisen über eine, wenn man so sagen darf, Geruchsuniform verfügen, genauer: den Ameisen ist ein Artgeruch und ein Nestgeruch eigen. Die einzelnen Individuen sind ihre eigenen Produzenten: jede Ameise einer Kolonie hat von ihrer Königin die Fähigkeit bekommen, einen Koloniegeruch hervorzubringen. Dass dieser von den Tieren selbst produziert wird, geht daraus hervor, dass ganz junge, eben geschlüpfte Ameisen am Anfang ihres Lebens noch nicht über die Fähigkeit verfügen. Isoliert man sie von der Umwelt, sorgt man dafür, dass keine Einwirkungen von aussen auftreten können und setzt man sie später erst ins heimatliche Nest, so werden sie sofort als Angehörige erkannt — also kommt nur «Eigenproduktion» der Duftstoffe in Frage. -o-

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Freiestr. 101, Zürich 7. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich.